

hzw. Welloneburg. Erst seit 1847 wohnt der mainzische Burgamtmann endgültig in Amorbach und damit war Wilbenberg völlig dem Verfall preisgegeben.

Rüge für die Erhaltung der äußerst gefährdeten Burgruine gerade in unseren Tagen noch etwas geschehen, bevor es zu spät! Könnten doch diese Zeilen dazu beitragen, fränkisches, deutsches Kulturgut zu bewahren vor dem Untergang!
Karl Emmerich.

Begegnungen

Von M. Sebhardt

In offener Schützenlinie schwärmte das Regiment in den Wald hinein, um ihn nach flüchtenden Feinden zu durchstreifen. Der Wald hat einen unheimlichen Namen. „Der Geisterwald“ heißt er in der deutschen Sprache. Er hat den Rückzug der rumänischen Truppenmassen gedeckt, indem er sie in sein Dickicht hineinnahm. Ungeheuer muß seine Ausdehnung sein; hat man doch Proviant für mehrere Tage mitzutragen bekommen.

Jenseits dieses Waldes liegen die deutschen Städte der sächsischen Kolonisten von Siebenbürgen, das die Rumänen mit einer Armee überschwemmt haben. Nun hat deutsche Hilfe zum Gegenstoß angefordert.

Der Tag ist schwül und es gewittert heftig.

Schwarz und unheimlich liegt der Wald in dumpfer Ruhe. Eine schwarz-grüne Festung, die erobert werden soll, eine dunkel gärende Masse. Die ausgeschwärmten Truppen saugt der Wald gierig ein. Er ist lüster nach Menschenleibern.

Kriegserfahrene Soldaten wollen sich mit ihm messen, sie haben gestählte Leiber und abgehärtete Seelen. Mit finsterner Entschlossenheit bringen sie unaufhaltbar vorwärts.

Witten unter ihnen marschiert ein junger Mensch, hochgewachsen, bleich und neunzehnjährig, lang im Wort, weich im Gemüt. Trotz seiner Blässe hat er viel rotes, gesundes Blut in den Adern. Fest setzt er den Fuß auf. Er drückt ihn förmlich in den moosigen Boden hinein. Den eigenen Schritt will er hören in dieser unheimlichen Zwiellichtnacht.

Die Schützenlinie jagt sich aus. Fühlung nicht verlieren! Das Herz rückt erregt nach oben. Es sieht nicht mehr in der Brust, sondern unmittelbar unter der Kehle.

Wo ist „der Lange“, der Neunzehnjährige? Hat ihn die Finsternis eingefogen? Eine Kugel schweigend umgelegt? Eine Granate weggeblasen? Schon drei Blitze lang ist er verschwunden. Eine Ewigkeit ist's her, daß man ihn sah. Dürfte man doch rufen und schreien!

Das Wetter tobt weiter. Kein Regentropfen fällt. Blitze und Granaten schmettern in den Wald. Qualvoll heiß ist die Finsternis, diese Hölle der Angst.

Kurz, rasch und nah knallt der Donner. Donner um Donner. Gottlob man sieht ihn wieder, den Neunzehnjährigen! Er ist weit voraus. Durch eine grellerleuchtete Baumgasse schleicht er gebückt vorwärts. Er ist biegsam wie Stahl.

Einen Blitzstrahl lang steht er da in grellem Licht. Dann hat ihn die Finsternis wieder ausgelöscht. Er ist nicht mehr.

Aber der Soldat hinter ihm sieht ihn noch immer. In seinem Auge bleibt „der Lange“ zurück, wie photographiert. Genau so stand er da, wie er ihn noch sieht, die Uhr aus Ohr gelegt, horchend, ob sie noch geht. Der „Lange“ weiß, warum er das tat. Diese fürchterliche Verlassenheit in Gewitter und Feuersturm! Und der Soldat greift ebenfalls nach seiner Uhr und preßt sein Ohr darauf. Gott im Himmel, sie geht noch! Noch ist nicht alles Leben grausam zu Tod erstarrt. Und ein warmes Gefühl ergreift ihn plötzlich für den „Langen“ und es tut ihm wohl, daß noch keiner am „Langen“ die leise mühende Gebärde seines linken Fußes gesehen hat, die vom Blitzschein her noch in seinem Auge haftet, und er schwört sich, daß keiner je von den Kameraden den „Langen“ deshalb vor ihm häßlich machen darf.

Es ist abends halb sechs, aber dunkel wie um Mitternacht. Schreden werfen ihre Schatten in die Düsternis. Gewitternacht hat die heiße späte Oktobersonne hinuntergeschlungen.

Die Wolken balgen sich und sind voll Bosheit. Grell lachen sie auf. Es ist Wahnsinnslachen wie in Trommelfeuernächten. Ununterbrochen blüht, kracht und donnert es. Ein gelber Wetterstahl um den andern springt hervor, zuckt, blendet die Augen und erstickt. Man tastet im Dunkeln. Wo sind die Bäume? Hier rechts, hier links, vorne, hinten, ringum? Mit Armen, Knien, Tornister, Gewehr rennt man an, stößt sich, wird hin und her geworfen. Wo sind die Bäume? fragen stumm erregt viele Tausend gequälte Soldatenleiber. Hat sie die Finsternis begraben? Wieder gelst ein Bliz.

Höhnisch springen die Bäume aus dem Dunkel hervor, reden und breiten sich in dem hellen Gewitterschein und glänzen vor Trotz und Hohn in endlosem Umkreis. Dann erlöschen sie sahl, sind wieder eine dunkle Masse, in die man zäh und mühsam hineindringt, eine unwirkliche Mauer, die man unaufhörlich durchbricht, ein wesenloses Grauen, das man zerreißt, zerbeißt, zerstampft, sind nichts als Finsternis, Nacht, Schreden, Gefahr und Tod, ein unsagbares Etwas, das man würgend in der Kehle verspürt. Der Himmel ist wahnsinnig geworden. Er trommelt und die Wolken werfen sich glühende Lasso über die gekrümmten Rücken. Dann knallen sie wie platzende Pulversäcke.

Granaten fallen ein.

Zähmende Schauer jagen über Rücken, Hals und Arme.

Fählung halten! Fählung halten! Der einzige Gedanke kommandiert tausend und abertausend Soldaten. Millionen von Nerven strafft dieser eine Befehl. Fählung halten! Fählung halten! Aus Notwehr wird dieses Gebot zum Gebet.

Man sucht nach rechts, man sucht nach links mit zögernd gerufenen Namen.

Granaten heulen durch die Dunkelheit. Baumleichen röcheln fern und nah. Ziellos schießt der Feind in den Wald.

Das Gewitter am Himmel knallt unaufhörlich, zäh und grell. Es will sich nicht entladen. Unversöhnt tobt es über dem Geisterwald.

Deutsche Soldaten streifen ihn nach Feinden ab.

Plötzlich Geschrei und wilde Angst.

Flüchtlinge schrecken vor dem „Langen“ auf.

Ein junges Mädchen löst sich aus der Gruppe und hebt flehend die Hände hoch. Es spricht und bittet, man versteht es nicht. Da greift der „Lange“ aus ungestümem Drang nach hinten in seinen Brotbeutel und gibt den ganzen Brotlaib her, den er trägt. Er sieht das Mädchen nicht an. Er hätte auch ihr Gesicht gar nicht sehen können, da sie ein Tuch weit überstehend um den Kopf gebunden hat. Ihren Dank hört er nicht, ihr Erstaunen sieht er nicht, es ist, als ob im Geisterwald alle seine Sinne verdunstet wären. Er weiß nicht einmal, ob es eine Deutsche oder eine Rumänin war, ob er das tun wollte, was er tat, oder ob sich die Hand ohne Befehl ausstreckte und tat, was sie nicht wußte. Er fühlt nur den ersten kühlen Regentropfen, der auf seine Hand trifft, als er das Brot weggibt. Wie eine tiefe Erquickung fühlt er den langsam einsetzenden Regen, der auf ihn niederfällt, als wolle ihn der Himmel für seine Tat segnen.

Nun rauscht und braust es nah und kühl im lichtdurchsuchten Wald. Fühlung nicht verlieren! Fühlung nicht verlieren!

Nach zwei Tagen und zwei Nächten kommen sie glücklich ans jenseitige Gestade des Geisterwaldes.

Ein Ozean des Grauens liegt hinter ihnen.

Eine feindliche, schwarze, gärende, brodelnde Masse!

Helle Tage brechen an. Wohin die Deutschen kommen, werden sie als Retter begrüßt. Weißgekleidete Mädchen empfangen sie an den Dorfeingängen, schwenken Lächer und wollen helfen, Gutes tun, geben, schenken, danken. Liebe Worte tragen sie auf den Lippen und werden nicht müde zu grüßen und zu rufen: Ihr deutschen Engel! Ihr deutschen Retter! —

Die Soldaten aus dem Geisterwald schweigen. Sie sind müde. — —

Aber die deutschen Heere rasten nicht. Sie brausen weiter nach dem Süden. Kurze Gefechte gischten an den Hängen der Transilvanischen Alpen empor. Aber ihre Kämme hinweg fluten nachdrängende Regimente. Bitterkalt ist es auf den Höhen und der Frost hält in den Schluchten und Tälern Quellen und Bäche und Ströme von Eisen und Menschen fest. Energien stauen sich gewaltig auf und sammeln sich zum großen Sturm.

Am Roten Turmpaß stehen die Deutschen zum Generalangriff bereit.

Es ist erster November. Eine wunderschöne Vollmondnacht. Der Schnee liegt 80 cm hoch. Groß und klar steht die Wölbung des Monte Clapezede im Himmel. Unweit auf einer Anhöhe vor ihm lagert die Vorhut der Geisterwald-Soldaten. „Der Lange“ ist ihr Führer. Bis zum Morgen muß er den Monte Ballu genommen haben.

Klar, kalt und durchsichtig ist die Luft. Auch das leiseste Geräusch klingt in dieser Frostmacht hell wie Kristall. Darum Schanzzeug festgeschnallt, Feldkessel mit Lumpen und Fußlappen ausgestopft, Riemen angezogen, dann vorwärts zwischen Gebüsch und Gestein den steilen Schneehang hinan!

Was? Drunten im Tal ein Zelt? Noch Feinde dort und der Angriff durch Granatenfeuer gefährdet!

Lautlos gleiten die erhitzten Gestalten wieder hinab in das Tal des Argeului. Mit dampfendem Atem schleichen sie heran. Der feindliche Posten ist wie erstarrt. Er sieht nichts und hört nichts, er scheint auf der weißen Schneewiese zu weiden wie ein taubes Tier.

Plötzlich schreckt er auf. Ein Schuß knallt, und während der Posten fällt, bohren sich siebenunddreißig Bayonette durch die Zeltwände . . .

Wieder geht es bergan, überall Sicherungen zurücklassend. Im Morgenweißlicht wird der Scheitel gewonnen. Aber um den „Längen“ her fallen die Kameraden, von vereinzelt Angeln zielsicher getroffen.

Nun fällt auch „der Lange“ plötzlich einen leichten Schlag. Warm und feucht wird es unter seiner Kleidung. Schenkelschuß!

Peng! . . . Ein Baumschuß! . . .

Ein paar Sekunden später fällt er hart und tonlos aus den Ästen wie eine Kolosnuß.

„Der Lange“ ist kampfunfähig und muß zurückbleiben. Er richtet sich auf und sieht drüben im Tal die Hauptmacht der Deutschen siegreich vordringen. Gott sei Dank, das Netz ist um die Feinde gespannt! Nun soll es in der weiten, endlosen Ebene, in die er hinabkliden kann, zugezogen werden! Dann kriecht er einen Steilhang entlang, um sich gegen streifende Granaten und Gewehrflugeln zu sichern und seine Wunde zu untersuchen. Aber da gleitet er plötzlich den Steilhang hinunter, siebenzig Meter tief, in eine Schlucht. Vergeblich sucht er sich wieder emporzuarbeiten. Die schmerzende Schenkelwunde lähmt seine Kraft.

Es wird Abend und Nacht. Ohne Mantel und Nahrung liegt er in der Schneeschlucht. Mit dem Seitengewehr bereitet er sich aus Lannenwedeln ein Lager und deckt sich mit Astwerk notdürftig zu. Mehr und mehr entfernt sich das Losen des Kampflärms. Unter dem Pischen und Heulen vereinzelter Geschosse erlischt allmählich sein Bewußtsein in einem tiefen Erschöpfungsschlaf.

Gegen Morgen reißt ihn der Frost aus seiner Bewußtlosigkeit wach. An den Schneehängen schleichen Wölfe dahin. Lautlos fliehen ihre Schatten vorüber. Er greift nach dem Gewehr und schießt. Aber immer wieder tauchen grüne, schillernde Augen zwischen den Gebüsch auf und leuchten mit gieriger Mordlust aus der Dunkelheit.

Fröhlich kommt das Morgentrot über die Berge.

Entsetzlich quält ihn der Durst. Er ist Schnee. Den ganzen Tag über ist er Schnee und wundert sich nur, daß er noch nicht erstoren ist. Wieder und wieder versucht er am Abhang emporzuklimmen, aber immer gleitet er ab. Die blutdurchdrängten Kleider sind steif gefroren und die Kälte wühlt mit scharfen Eisnadeln in der kaum verharschten Wunde. Nichts hat er zum Unterschieben als seine Handschuhe.

Stundenlang müht er sich vergeblich ab in die Höhe zu kommen. Dazwischen ruft er in die herrliche Klarheit des Tages hinaus und rindet die erstarrten Hände um den Mund, um seiner Stimme mehr Schall zu geben. Aber keine Seele hört ihn.

Um die Mitte des Tages vernimmt er Schritte. Er ruft, schreit, pfeift. Aber die Schritte verlieren sich in der Ferne.

Wieder ist er Schnee. Sein gemartertes Gehirn fängt an zu schmerzen. Sähmende Schauer jagen über seinen Rücken. Kaum noch vermag er zu kriechen, so quält ihn der Schmerz. Aber keine Klage kommt über seinen Mund, er zerbeißt sie mit den Zähnen.

Am Abend springt ihn der Hunger an. Wie ein Krampf fällt er über ihn her und knallt sich in seinem Magen fest. Vorsichtig kriecht er zu den Gebüsch, die wie riesige, weiße Haarbüschel in seiner Nähe stehen. Noch

findet er ein paar halbvertrocknete Hagebutten, die er lauen kann. Dann ist er wieder Schnee.

Schon sieht der Mond am Himmel und die Sterne wachen auf. Die Trostlosigkeit seiner Lage verdoppelt sich in der zweiten Nacht.

Auf einmal hört er über der Schlucht das Klappern von Traggestellen und Munition. Eine Kolonne geht nach vorne. Er sieht die Schatten der Tiere, die oben am Saumweg entlang gehen, und zählt sie, während er ruft, schreit und pfeift ... dreißig ... vierzig ... das letzte Tier. In Sturmstößen pfeift er und strengt die Lungen an, daß aus seiner Signalpfeife die Erde springt und nur ein langgezogener, flagernder Flötenton trostlos verhallend übrig bleibt. Die Kolonne ist vorübergezogen, ohne daß er gehört wurde. Nun weiß er, daß er sterben muß.

Aber vielleicht kommt die Kolonne doch den gleichen Weg zurück! Vor Ritternacht aber wird es nicht sein können.

Eine sterngesegnete Nacht scheint vom Himmel nieder. Er vergräbt die Hände in den Rodärmeln und legt das Gesicht darauf. Warten will er, nur nicht einschlafen in dieser Nacht, und wenn es sein muß, wenigstens erfrieren, nur nicht von den Wölfen zerrissen werden!

Kalt ist er und sehr elend. Sein Wille hat nicht mehr Kraft genug, seine Gedanken verwirren sich zu wilden Phantasien. Hat er nicht am Hinterkopf zwei scharfe, heftig schmerzende Augen, mit denen er alles sehen kann, was hinter seinem Rücken vorgeht? ... War das nicht der schauerliche Nordruf hungriger Wölfe, die ihm das Herz aus dem Leibe graben wollen? ... Was ist das für ein fürchterliches weißes, wehendes Tor, gegen das er sich mit gekrümmter Schulter stemmen muß, so lange bis er zu einer empfindungslosen Wurzel zusammengefroren ist? ...

Im Traumschlaf erwartet er den Tod, den weißen Tod des Erfrierens, den Eidod, nicht den roten Soldatentod aus brennender Wunde.

Längst ist Ritternacht vorüber. Da schreckt er auf.

Gepolter — Geschrei — Flüche — —

Etwas Schwarzes gleitet den Hang herunter, fällt hin, steht auf, gleitet weiter, richtet sich auf, schüttelt sich, stellt den Kopf hoch ...

Ein Maultier!

Er lockt. Es kommt im Tragschritt auf ihn zu bleibt stehen, schaut ihn mit schrägen Augen an, während er sich an die Tragringe hängt und mit letzter Energie den einen Gedanken festhält sie nicht mehr loszulassen, und wenn er zu Tode geschleift würde.

Deute kommen den Abhang herunter, baumlange Menschen, fluchen und schimpfen in fremder Sprache und nähern sich vorsichtig, Gewehr in Anschlag und schußbereit dem „Langen“, der sich am Traggestell des abgestürzten Maultieres mühsam aufzurichten versucht.

Geschrei — Verwirrung — vereinzelte Worte, die sich schließlich zueinander finden.

— — Deutsch! — —

— — Gut! — —

— — Malheur! — —

— — Oh! — —

Aufs neue Geschrei — Gestikulationen — Gejammer — Händehaben — Ritzeidämien.

— — Laufen? — —

— — Nichts! — —

Da heben sie den Armen auf, binden ihn auf das Traggestell des Kaultieres und reichen ihm ihre Feldflaschen, die langen, schmalen, vielbegehrten österreichischen Feldflaschen, an denen er gleich den Freund erkannt hat, und er trinkt den guten, starken, langentbehrien Kaffee mit Bier hinunter. Dann wird das arme Tier emporgezerrt, geschüttelt, geschoben, getrieben, gezogen und eine Schmerzensfahrt beginnt für den „Lange“ über die Schneerücken der Transsilvanischen Alpen bergauf, talab, an gefährlichen Saumwegen entlang, wo die hungrigen Tiere spärliche Nahrung aus dem Schnee scharrten, durch Wälder mit schnellenden Ruten und eisigem Gezweig, das ins Gesicht schlägt, bis man endlich nach zwei Tagen ein Lazarett erreicht.

— — Wann wurden sie verwundet? — fragt der Arzt. — Es ist heute Mittwoch. — —

— — Am Sonntag Morgen. — —

— — Sind sie geimpft? — —

— — Nein. — —

— — Und da leben sie noch? — —

Kopfschüttelnd greift der Arzt nach der Tetanuspritze . . .

Jugend ist reich an Lebensreserven und läßt sich im Kampf mit Fieber und Wunden nicht leicht unterdrücken. Ehe noch ein paar Wochen verstreichen, steht „der Lange“ schon wieder auf seinen Beinen. Das Lazarett, in das man ihn zuletzt gebracht hat, liegt in der Nähe von Kronstadt in Siebenbürgen. Fesetehalona heißt heute der Marktsiedel im Rumänischen. Aber er ist eine deutsche Gründung, eine Frucht deutscher Kulturarbeit in Siebenbürgen. Deutsch sind die Einwohner, sächsische Bauern, deutsch ist die Bauart der Häuser, deutsch sind die Sitten und Gewohnheiten. Ein Bauernhof, schön auf einem Hügel etwas abseits gelegen, gefällt dem „Lange“ auf seinen Rundgängen ganz besonders. Langgestreckt und hochgegiebelt ist das Haus. Mit den Stallungen umschließt es einen weiten, geräumigen Hof, dessen Sauberkeit und Ordnung auch in der deutschen Heimat nicht übertroffen wird.

Weihnachten ist nahe. Die Tage haben einen besonderen Glanz auch für die deutschen Soldaten im Lazarett. Ein musikalischer Kamerad hat im Lazarett alle Sangeskundigen um sich gesammelt, um deutsche Choräle aus der Heimat in der Christmette zu singen. Es soll eine besondere Freude für die gastlichen Landleute sein.

Auch „der Lange“ singt bescheiden mit.

Aber bevor die Kerzen in der Christmette erlöschen, setzt er sich an die Orgel und läßt sie durch die Kirche brausen. Es ist der uralte Lob- und Preisgesang auf Gottes Allmacht und Majestät.

Noch versunken in den brausenden Weishegesang der Orgel tritt „der Lange“ durch die Kirchentüre, wo ein Mädchen auf ihn wartet und ihm mit der Frage entgegentritt:

— — Haben wir uns nicht schon einmal gesehen? — —

„Der Lange“ besinnt sich und verneint mit dem Kopf.

— — Haben sie nicht einmal im Geisterwald jemand Brot?

— — Im Geisterwald? — Doch! — Einem kleinen Mädchen! — —

Da lachte sie leise und sagt mit feiner Betonung: „Das kleine Mädchen“ bin ich! Wir wohnen hier oben auf dem Berge. Meine Eltern lassen sie bitten mit mir zu gehen. Sie erwarten sie bestimmt“

Ist das nicht seltsam, daß er fern von den Seinen in einem deutschen Hause Weihnachten feiern durfte?

Alle Liebe erweist man ihm; denn das Haus ist wohlhabend und die Leute sind gut. Sie erzählen viel von ihren Schicksalen, von ihrer Flucht und dem Raub ihrer Herden durch die Feinde. Aber sie sind glücklich, daß sie wieder in ihre Heimat zurückkehren durften. Darum sind sie auch so dankbar.

Mit strahlender Anmut bedient die schöne Tochter des Hauses ihren Gast. Sie trägt ein weißes Kleid mit bulgarischer Stickerei und um die Hüften eine golddurchwirkte Schärpe, die in breitem Saum über den Rock nach unten fällt. Alter Goldschmuck machte sie noch gefälliger im Anschauen. Wie ein spiegelndes Licht auf dunklem Wasser wirbelt ihre blonde Lebhaftigkeit über die Seele des „Langen“, auf der noch immer die Schreden der Schneeschlucht mit dem Hungergeschrei der Wölfe lasten.

Als er sich verabschieden will, reicht sie ihm lachend einen Laib prachtvollen Fruchtebrotes, so groß wie der Brotlaib, den er ihr einst im Weisnerwald gegeben hatte.

Am Neujahrsabend aß „der Lange“ das letzte Stück davon im rumänischen Königsschloß zu Sinaia.

Heimweh nach Franken

Von Dr. K. Gb.

Heimat ist Welt. Fränkische Heimat: Frankenwelt! Vielleicht hast du nie den nadelspitzen Kirchturm deiner Heimat aus dem Blickfeld verloren — und doch trägst du zutiefst im Herzen das Heimweh danach!

Erst wenn du draußen standest, fernab der Erde, die fränkische Weister bebauten mit himmelragenden gotischen Domen oder kleinen bescheidenen Dorfkirchen, dann kam jenes schmerzlichste und doch schönste Weh hervorgetroffen aus dem hintersten Winkel des Herzens: das Heimweh.

Du magst zufriedener geworden sein in der weiten Welt, tausend Müßgüter mögen erfüllter Wunschtraum dir scheinen — ganz leis fängt in irgend einer stillen Stunde es an deiner Herzkammer zu klopfen an und es läßt nicht mehr aus, bis du die Schritte heimleufst, ins Land der Väter, das deine Wiege trug.

Heimweh nach Franken? Es ruft den in der Fremde lebenden Landmann im Klingeln der Glocken am Abend, pocht einem anderen im Aufblick der Sonne aus Herz, wenn in Gedanken verfunken er schaut, wie über dem Siebelgewirr altfränkischer Reichsstädte die Schleppe der Sonne gemächlich liegt und sich erst hochrafft beim Steigen der ersten Nebel im Regnigtal oder in den Niederungen von Altmühl und Tauber. Fern in einer Großstadt irgendwo sitzt heimwehkrank ein fränkisches Bauernmüdel oder ein Landbub vielleicht, schluchzt am Ende nach Vater und Mutter und heimischer Scholle just im Augenblick? Ja, Heimweh — Manches Bündel, das scherzend auf fremdem Boden aufgeknüpft ward, ist unter Tränen heimwärts getragen worden! In unbändiger Freude aufs Wiedersehen!